

Methode der Metaphysik und der Einzelwissenschaften

Von Walter Brugger, S. J.

Zur Einführung

1. Geschichtlicher Überblick

Der Gegensatz zwischen metaphysischer Erkenntnis und Erfahrungserkenntnis ist nicht erst in der Neuzeit aufgetreten. Er findet sich schon in grauer Vorzeit. Zeuge dafür ist *Parmenides*. In seinem Lehrgedicht unterscheidet er zwischen dem „unerschütterlichen Herzen der vollendeten Wahrheit“ und den „Meinungen¹ der Sterblichen, denen verlässliche Wahrheit nicht innewohnt“². Obwohl der Nachdruck seiner Lehre auf der ersten Art der Erkenntnis liegt, will die Göttin ihn doch auch darüber belehren, wie sich derjenige, der die erscheinenden Dinge in jeder Weise zu erfahren sucht, bei deren Prüfung und Beurteilung zu verhalten hat³.

Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man einen ähnlichen Gegensatz auch bei *Heraklit* findet, nach dem die Weisheit in *einem* besteht, im Wissen um den Logos der Weltordnung, im Gegensatz zum Wissen um viele Dinge, der Polymathia⁴. *Platons* Unterscheidung der Ideen-erkenntnis und der *Doxa* zielt in dieselbe Richtung. Zu beachten ist dabei nur, daß die *Doxa* nicht nur die auf praktischen Erfolg ausgehenden Annahmen, nicht nur das eingebildete Scheinwissen der Sophistik, sondern auch die dem werdenden, welthaften Sein zugeordnete Erkenntnisweise meint⁵. Obwohl *Aristoteles* die Ideen als Formen in die werdenden Dinge selbst verlegt, so unterscheidet doch auch er zwischen der Ersten und Zweiten Philosophie, wobei es der Ersten Philosophie zukommt, über alles Welthafte hinaus zum unbeweglichen Sein des ersten Bewegers vorzudringen. „Wenn es über das Sinnenfällige hinaus nichts anderes gibt, dann gibt es kein erstes Prinzip, keine Ordnung, kein Entstehen [der Lebewesen], keine Himmelsbewegung, sondern immer nur einen Ursprung aus einem anderen, wie bei allen Theologen und Physikern“ (den theologisieren-

¹ *Diels* übersetzt *doxa* mit Wahngedanken. Dieser Ausdruck ist zu abwertend; denn nach *Parmenides* handelt es sich um zwar schwankende menschliche Auffassungen, die jedoch nicht auf Wahn und Einbildung beruhen, sondern auf Beobachtung und Erfahrung.

² *Diels*, Fr. 1, 29—30.

³ Fr. 1, 31—32.

⁴ Vgl. *Diels*, Fr. 40, 41, 1.

⁵ So am deutlichsten in der „*Politeia*“; vgl. dazu *C. Huber*, *Anamnesis bei Plato* (München 1964) 534 ff.

den Mythologen und den ionischen Naturphilosophen)⁶. *Leibniz* unterscheidet Tatsachen und Vernunftwahrheiten (*vérités de fait* und *vérités de raison*) oder notwendige und zufällige Wahrheiten, von denen die ersten durch Vernunft, genauer durch Analyse des Subjektbegriffs, die zweiten durch Erfahrung erkannt werden. Zu den Vernunftwahrheiten zählt er sowohl die metaphysischen wie die geometrischen Wahrheiten⁷.

Es ist nun nicht so, daß der genannte und sich durch die ganze Geschichte der Philosophie hinziehende Gegensatz, wie er soeben bei einer Reihe von Philosophen aufgewiesen wurde, genau dieselbe Bedeutung hätte. Man kann diesen Gegensatz auch nicht geradezu mit dem Gegensatz von „Philosophie“ und „Wissenschaft“ (d. i. Bereich der Einzelwissenschaften), wie wir ihn heute verstehen, identifizieren. Denn was dem zweiten Glied des Gegensatzes entspricht, das war im Altertum und Mittelalter und noch lange in der Neuzeit nicht *Naturwissenschaft* im heutigen Sinn, sondern *Naturphilosophie* oder eine Mischung von Naturphilosophie und Naturbeschreibung oder -beobachtung, wobei die Naturphilosophie ihrerseits eine Mischung von Metaphysik und spekulativen Hypothesen der Naturerklärung war⁸. Erst mit *Galilei* und der Einführung des methodischen Experiments und der Mathematisierung der Erfahrung beginnt die reine, philosophiefreie Naturwissenschaft. Mehr und mehr gliederten sich die einzelnen Wissenschaften aus dem Bereich der Philosophie, von der sie bis dahin betreut worden waren, aus und emanzipierten sich von ihr in ihren Arbeitsweisen. Diese Sachlage forderte die erkenntnistheoretische und methodologische Reflexion *Kants* heraus, der nun die *Transzendentalphilosophie* und die *Naturwissenschaften* unterschied, wobei die *Transzendentalphilosophie* — unter geänderten erkenntnistheoretischen Vorzeichen — an die Stelle der früheren Metaphysik trat. Während die genannten großen Philosophen des Altertums die Zuverlässigkeit der Metaphysik gegenüber den schwankenden Hypothesen der Naturphilosophie betonten, gerät in der Neuzeit hingegen die Metaphysik in das Zwielicht des ungewiß Schwankenden, und die Naturwissenschaft gewinnt den Nimbus des unbedingt Verlässlichen, den sie bei den Massen, trotz der vorsichtigen Zurückhaltung der Naturwissenschaftler in der Formulierung ihrer Aussagen, bis heute behalten hat.

2. Fragestellung

Gegenstand der folgenden Überlegungen soll vor allem die *Methode* der Metaphysik sein. Die Methodik der Einzelwissenschaften soll nur so weit zur Sprache kommen, als dies nötig erscheint, um das Eigen-

⁶ Metaphysik, A 10, 1075 b 24—27.

⁷ Vgl. *Nouveaux essais sur l'entendement humain*, 1. Buch; oder: Über die Freiheit, in: *Leibniz*, Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie (ed. *E. Cassirer*) II, 500—502 (Leipzig 1924).

⁸ *W. Leinfellner* weist darauf hin, „daß es bis *Aristoteles* die erste Aufgabe der Philosophie war, die Wirklichkeit zu erkennen, eine Aufgabe, in die sich im Verlauf der europäischen Entwicklung immer mehr und mehr die naturwissenschaftlichen Disziplinen teilten, während die Philosophie als Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie, d. h. als das, was man früher unter dem Namen ‚Naturphilosophie‘ zusammenfaßte, zu einer wissenschaftlichen Methode der Erfassung der naturwissenschaftlichen Methoden wurde“ (*W. Leinfellner*, Die Entstehung der Theorie. Eine Analyse des kritischen Denkens in der Antike [Freiburg 1966] 19). Letzteres stimmt allerdings erst für die Neuzeit und auch da nur für gewisse Richtungen der Philosophie.

tümliche der metaphysischen Methode kenntlich zu machen. Die Frage, die uns beschäftigt, lautet nun:

Gibt es eine wissenschaftliche Metaphysik mit einem verbindlichen Wahrheitskriterium und einer konstitutiven Methode —

oder beruht sie auf unverbindlicher Spekulation, auf bloßen Denkkonstruktionen, die man nach Belieben annehmen oder verwerfen kann?

Insbesondere: Welchen Ausgangspunkt hat sie? Wie gewinnt sie diesen?

Inwiefern präjudiziert ihr Grundansatz ihren Inhalt? — ihre Methode? — ihr Kriterium? — ihren Unterschied von anderen Arten der Erkenntnis? — einen bestimmten weltanschaulichen Standpunkt? Inwiefern ist dieser Grundansatz frei oder notwendig?

3. Begriffsklärungen

Zur Beantwortung unserer Frage sind einige Vorfragen zu klären.

a) Welchen Sinn haben in dem Ausdruck „Gibt es eine wissenschaftliche Metaphysik?“ die Worte „gibt es“? Ist damit ein geschichtliches Vorhandensein von Formen der Metaphysik, die diesen Anspruch erhoben haben, gemeint? Das genügt offenbar nicht, da diese Tatsächlichkeit nichts für das „Zu-Recht-Bestehen“ des Anspruchs, für seine Erfüllung oder Erfüllbarkeit beweist — sowenig wie die Astrologie durch ihr Vorhandensein ihre Berechtigung erweist.

Ist mit diesen Worten „es gibt“ das menschlich-notwendige Vorhandensein der metaphysischen Tendenz gemeint? Gibt es mit anderen Worten eine Metaphysik als Naturanlage? Ja. — Aber die Frage geht weiter, nämlich: Kann die Metaphysik als Naturanlage ihren Anspruch als zu Recht bestehend, als prinzipiell erfüllbar nachweisen?

b) Welchen Sinn hat hier „Metaphysik“? Mit Metaphysik ist hier eine Erkenntnis gemeint, die danach strebt, schlechthin universal und allumfassend zu sein, eine Erkenntnis, die mit unbedingter Radikalität nach unhintergehbaren Antworten fragt und diese Antworten allein durch ihre Selbstbetätigung zu finden trachtet. Damit ist Metaphysik gegenüber allen Einzelwissenschaften und auch der Offenbarungstheologie abgegrenzt.

c) Welchen Sinn hat hier „wissenschaftlich“ als Bestimmungswort zu „Metaphysik“? Zunächst sei gesagt, was damit nicht gemeint ist. Nicht gemeint ist damit die Erkenntnisweise der Einzelwissenschaften; nicht gemeint ist damit die Wissenschaftlichkeit gemäß dem Typ einer besonders ausgezeichneten Einzelwissenschaft, etwa der Physik oder der Biologie; nicht gemeint ist damit die wissenssoziologische Anerkennung, sei es im Bereich der Wissenschaften überhaupt, sei es im

gleichzeitigen oder geschichtlichen Bereich der Philosophie. Gemeint ist damit, daß die Metaphysik ein verbindliches Wahrheitskriterium nachweisen kann und eine konstitutive Methode besitzt, welche die mögliche Anwendung dieses Kriteriums garantiert (die tatsächliche Anwendung prinzipiell möglich macht). Das weitere, tatsächlich bestehende Problem der wissenssoziologischen Anerkennung oder Nichtanerkennung bleibt hier ausgeklammert.

Mögliche Ausgangspunkte für die Frage nach der Metaphysik

Welchen Ausgangspunkt hat nun die Frage nach der konstitutiven Methode einer wissenschaftlichen Metaphysik in dem angegebenen Sinne? Welchen hat sie, kann sie und muß sie haben? Muß die Möglichkeit der Metaphysik dabei schon vorausgesetzt werden, so daß man nur noch fragen könnte, wie sie möglich ist, oder kann man von dieser Voraussetzung abstrahieren? Da man vom Gegenstand einer Untersuchung nicht wohl abstrahieren kann, geht man wohl am besten so voran, daß man die Frage sowohl unter der Voraussetzung stellt, daß es eine solche Metaphysik gibt, als auch zuseht, was unter der entgegengesetzten Voraussetzung, daß es sie nicht gibt, folgt.

Wir gehen also zunächst von der Voraussetzung aus, daß eine Metaphysik möglich ist. Als mögliche Wege einer Untersuchung bieten sich dann folgende an:

- a) Zusammenfassung aller Einzelerkenntnisse —
- b) Zuwendung zu einem beliebigen Erkenntnisgegenstand —
- c) Zuwendung zu einem besonders ausgezeichneten Erkenntnisgegenstand.

Alle diese Wege sind möglich, aber nicht gleichwertig.

a) Auf diesem Wege wäre zu fragen: Was ist das *Gemeinsame* aller Einzelwissenschaften, was sie zusammenbindet? Es kann nicht ein abstrakt Gleiches, begrifflich Allgemeines im univoken Sinne sein; das widerspricht der Vielfalt und Verschiedenheit ihrer Gegenstandsgebiete. Es kann auch keine „Addition“ der Einzelbereiche sein, kein bloßes Gefüge, das sein Prinzip innerhalb eines der einzelnen Bereiche hätte; denn das würde eine gewaltsame Angleichung der Bereiche auf einen einzigen bedeuten, eine Wesensentfremdung der Einzelbereiche. Es muß demnach etwas sein, was alle Einzelbereiche transzendiert. Was aber ist dieses? Um es als das „Gemeinsame“ aller Bereiche zu erkennen, muß man es schon in etwa kennen, einen Vorbegriff von ihm haben. Wie aber kommen wir zum Bewußtsein dieses Vorbegriffs? Von den Einzelwissenschaften her kann er sich kaum erschließen. Darum scheint *dieser* Weg weniger ratsam zu sein.

b) Wenn überhaupt ein Ausgriff der Erkenntnis, der schlechthin universal ist, möglich sein soll, dann muß er von jedem *beliebigen Erkenntnisvollzug* und von jedem beliebigen Erkenntnisgegenstand her möglich sein; denn nur wenn alles mit allem zusammenhängt, kann alles zusammen ins Auge gefaßt werden. Diese Situation ist in etwa derjenigen ähnlich, die aus der Hypothese entsteht, daß unser Weltall aus einem Urknall entstanden sei. Unter dieser Voraussetzung müßte man nämlich erwarten, daß die damals freigesetzte Strahlungsenergie sich auch heute noch bemerkbar macht, und zwar in der Form, daß sie von allen Seiten und Richtungen her auftritt, eine Erwartung, die sich auch experimentell zu bestätigen scheint⁹.

Obwohl nun von jedem beliebigen Erkenntnispunkt her der Angriff auf das schlechthin Universale möglich ist, so zeichnet sich doch ein Ort der Erkenntnis aus, von dem aus dieser Ausgriff nicht nur möglich ist, sondern sich geradezu aufdrängt. Es ist

c) der *Mensch* selbst, genauer sein Erkenntnistreben zum Unbedingten und Allumfassenden, sowie seine Konfrontation als sittliche Person mit der unbedingten Verpflichtung, kurz: seine Naturanlage zur Metaphysik¹⁰. Wenn Metaphysik als Wissenschaft möglich sein soll, muß sie sich in der Reflexion auf die Metaphysik als Naturanlage als möglich erweisen lassen.

Dabei ist jedoch Metaphysik als Naturanlage nicht mit Metaphysik als Wissenschaft gleichzusetzen. Die *Metaphysik als Naturanlage* äußert sich in aller menschlichen Erkenntnis: Sie ist der geheime Motor, der das Erkenntnistreben des Menschen in Gang hält; sie ist, wie *Kant* richtig gesehen hat, das regulative Prinzip aller wissenschaftlichen, immer weiter greifenden Bewegung. Sie ist es, welche die Wissenschaftler antreibt, die Ergebnisse ihrer Wissenschaften zu extrapolieren, Weltbilder zu formen. Sie treibt die verschiedenen Formen der letzten Standpunkte und der Weltanschauungen hervor. Gerade daran aber zeigt es sich, daß sie nicht identisch ist mit der Metaphysik als Wissenschaft. Zur Metaphysik als Wissenschaft kann sie erst werden, wenn sie über sich selbst reflektiert und sich selbst kritisch betrachtet.

Wir haben bisher die Frage, welches der Ausgangspunkt einer Metaphysik als Wissenschaft sein müsse, unter der Voraussetzung gestellt, daß es eine solche Metaphysik als Wissenschaft geben könne. Wie aber, wenn wir versuchsweise einmal die gegenteilige Voraussetzung machen? Wenn wir einmal voraussetzen, es könne eine solche Metaphysik als Wissenschaft gar nicht geben? Dann ist es natürlich sinnlos, nach einem Ausgangspunkt für eine Metaphysik als Wissenschaft zu fragen. Es bleibt aber die Metaphysik als Naturanlage, und es bleibt die Möglichkeit und

⁹ Vgl. *W. Büchel*, Urknall-Strahlung, Gravitationskollaps, Quasars, in: *Stimm Zeit* (Nov. 1966) 372—373.

¹⁰ Vgl. *Kant*, Kritik der reinen Vernunft, Einl. VI (B 22).

Notwendigkeit, auf sie zu reflektieren und sich über ihre Tragweite klarzuwerden. Das aber ist schon ein Anfang einer Metaphysik als Wissenschaft, die vielleicht nur in einer agnostischen Antwort bestünde, wie etwa in der Transzendentalphilosophie *Kants*, die aber gleichwohl eine erkenntnistheoretische Antwort auf eine metaphysische Frage wäre.

Daß die Frage nach der Metaphysik als Wissenschaft einen Ausgangspunkt haben könne, heißt nichts anderes, als daß es einen oder auch mehrere Erkenntnisinhalte gebe, von denen aus die Frage nach der Metaphysik als Wissenschaft sinnvoll gestellt werden könne. Als ein solcher Inhalt hat sich uns mindestens die Metaphysik als Naturanlage gezeigt. Bezüglich ihrer ist die Frage sinnvoll, weil sie notwendig ist. Die gemachte Voraussetzung der Unmöglichkeit einer Metaphysik als Wissenschaft erweist sich so als in sich selbst inkonsistent. *Metaphysik als Wissenschaft* ist mindestens als Reflexion auf die Metaphysik als Naturanlage möglich.

Direktes oder indirektes Wissen um das metaphysische Objekt

Welchen Ausgangspunkt wir in der Metaphysik zu nehmen haben, steht demnach fest. Aber wie kommen wir von dort weiter? Läßt sich die Frage nach der Metaphysik als Wissenschaft nur im agnostischen Sinn beantworten, oder gibt es einen Weg, zu inhaltlichen Erkenntnissen über das Objekt der Metaphysik zu gelangen? Wir dürfen dieses Objekt, wonach wir fragen, mit der klassischen Tradition und mit *Kant* als das Allumfassende, Unbedingte betrachten. Gibt es nun ein Wissen vom Allumfassenden, Unbedingten, worauf die metaphysische Intention geht? Gemeint ist ein unmittelbares, *direktes Wissen* außer und neben jeder anderen Art des Wissens und der Erkenntnis. Diese Frage muß man verneinen. Ein solches Wissen würde entweder bedeuten, daß wir das Allumfassende, Absolute, Unbedingte in seiner inhaltlichen Fülle in unserem Bewußtsein vollziehen, worüber dann bei niemand ein Zweifel oder eine Frage bestehen könnte, oder es müßte die Möglichkeit bestehen, sie mit einer systematischen Idee abzubilden und uns über diesen Abbildcharakter zu vergewissern. Das erste wird schon dadurch ausgeschlossen, daß wir nach diesem Wissen fragen können und fragen müssen. Das zweite würde zu der Antinomie führen, daß das Allumfassende einer abbildenden Idee gegenüberträte, wodurch die Frage nach der Wahrheit als der übergreifenden Idee beider entstünde, wodurch das Gegenüber aber seiner Absolutheit entkleidet wäre¹¹. Ein solches Wissen als direkte *adaequatio intellectus et rei* ist demnach un-

¹¹ Vgl. zu dieser Antinomie *W. Brugger*, Das Unbedingte in *Kants* „Kritik der reinen Vernunft“, in: *J. B. Lotz* (Hrsg.), *Kant und die Scholastik heute* (Pullach 1955) insbes. 137—139.

möglich. Damit ist schon *eine* Gestalt der Metaphysik a limine abgewiesen, nämlich die des neuzeitlichen *Rationalismus*. Wieviel Wind dadurch der Kritik an der Metaphysik schon aus den Segeln genommen ist, wird deutlich, wenn man bedenkt, daß alle neuzeitliche Ablehnung der Metaphysik immer diese rationalistische Metaphysik im Auge hat. Was dieser Form der Metaphysik gegenüber mit Recht ins Feld geführt wird, kann aber nicht unbesehen auf jede andere Form der Metaphysik übertragen und gegen sie eingewandt werden.

Wenn es kein direktes Wissen vom Objekt der metaphysischen Intention gibt, dann gibt es von ihm, wenn überhaupt, nur ein *indirektes Wissen*¹², d. h. ein Wissen nur auf dem Umweg über das direkt Erkannte, was immer es sei, über anderes, was sicher und gewiß erkannt wird. Das bedeutet nicht, daß wir das metaphysische Objekt nicht direkt in Gedanken anzielen könnten, das tun wir ja, wenn wir nach ihm fragen. Aber erkennen können wir es nicht in dieser Direktheit, nicht ohne den Weg über das, was uns Menschen zumindest näherliegt.

Die metaphysische Einstellung

In welchem Erkenntnismodus muß uns etwas gegeben sein, daß es uns eine Vermittlung zur Erkenntnis des metaphysischen Objekts werden kann? Welcher Art die direkte Erkenntnis ist, ist ziemlich gleichgültig, solange die Frage nicht weiter präzisiert, sondern so allgemein gestellt wird. Entscheidend aber ist, daß der direkt erkannte Gegenstand, um Mittler zu einer metaphysischen Erkenntnis werden zu können, explizit in die metaphysische Intention hineingenommen wird. Dadurch wird er nicht vergewaltigt. Denn wie wir gesehen haben, steht er immer schon, wenn auch unausgesprochen, in der Richtung des universalen Erkenntnistrebens, von dem alle Schritte des Erkenntnislebens reguliert, d. h. aber ausgerichtet, in die Richtung des metaphysischen Strebens gebracht werden. Dies wird jetzt jedoch explizit gemacht und auf das, was in ihm impliziert ist, untersucht. Eine metaphysische Erkenntnis kann nur dort beginnen, wo das Ersterkannte unter der Rücksicht anvisiert wird, die entscheidend ist für die *metaphysische Intention*, das aber ist die Beziehung auf das Absolute, schlechthin Allumfassende, schlechthin Unbedingte.

Wenn bisher vom metaphysischen Streben, von metaphysischer Intention, von der Richtung und Beziehung zum Objekt der Metaphysik die Rede war, so muß diese Rede, obwohl sie notwendig war, um sich verständlich zu machen, nun doch einer Korrektur unterzogen werden. Unsere bildliche Ausdrucksweise ist in einem hohen Grade inadäquat. Sie läßt immer wieder an ein Gegenüber denken, an eine Subjekt-Objekt-Opposition, bei der das metaphysische Objekt uns oder sonst einem

¹² Vgl. dazu E. Coreth, *Metaphysik* (München 1964) 55—94 (1961): Das Methodenproblem der Metaphysik.

Subjekt gegenübersteht. So vorgestellt, wird aber das, worum es geht, verfälscht und geradezu widersprüchlich. Jenes Allumfassende, Unbedingte, Absolute umfaßt und transzendiert eben gerade auch Subjekt und Objekt. Man blickt nach ihm nicht, wenn man in *eine* Richtung schaut, in die andere aber nicht. Man blickt vielmehr in jeder Richtung zu ihm; man geht auf es zu, sowohl wenn man von sich wegschaut als wenn man in sich hineinschaut; es ist vor mir und hinter mir, in mir und außer mir zu finden. Man kann ihm in keiner Richtung entgehen¹³.

Noch ein Weiteres ist zu beachten. Der Bezug zum Allumfassenden, Absoluten, Unbedingten ist einerseits das Allgemeinste, jedem sonst noch so Verschiedenen zukommende und insofern das *Abstrakteste*, über jede Besonderung Hinausreichende — andererseits jedoch ist er das *Konkreteste*, weil er sich in jede Besonderung hinein erstreckt, keine ausläßt, sie alle umfaßt und doch dabei transzendiert. Dieser Bezug ist formaler als jede Form, weil durch ihn jede Form als Form sich von jeder anderen unterscheidet, denn sie ist die je besondere Art und Weise dieses Bezuges, zugleich aber begründet dieser Bezug mittels der Form auch jeden Inhalt und jeden Stoff. In diesem Bezug steht sowohl das Allgemeine in seiner Allgemeinheit wie auch das Besondere in seiner Besonderheit¹⁴.

Weltanschauliche Neutralität

Die metaphysische Fragestellung ist aber noch nicht identisch mit irgendeiner inhaltlichen weltanschaulichen Stellungnahme. Sie schließt noch keine inhaltlichen weltanschaulichen Standpunkte aus. Der *Positivismus* allein ist mit ihr unvereinbar. Liegt darin eine unwissenschaftliche weltanschauliche Vorentscheidung? Das wäre dann der Fall, wenn die Ablehnung des Positivismus sich nicht wissenschaftlich rechtfertigen ließe. Diese Ablehnung läßt sich aber rechtfertigen. Man kann nämlich zeigen, daß der Positivismus sich selbst widerspricht, wenn er das Verifikationsprinzip als alleiniges Kriterium wissenschaftlicher Erkenntnis behauptet. Diese Behauptung selbst läßt sich nämlich nicht durch die Erfahrung verifizieren. Außerdem ist die positivistische Behauptung selbst eine absolute Stellungnahme und insofern metaphysisch. Dies allerdings im schlechten Sinn des Wortes, nämlich als eine Äußerung des metaphysischen Strebens, deren Form als Positivismus sich nicht rechtfertigen läßt, sondern, wie gesagt, sich selbst widerspricht und damit als nichtig erweist.

Vom Positivismus abgesehen, ist jedoch noch keine andere weltanschauliche Stellungnahme inhaltlich und formal gesetzt oder ausgeschlossen. Denn alle, auch die entgegengesetztesten Standpunkte

¹³ Dies ist insbesondere beim Seinsbegriff zu bedenken. Sein und Geist sind keine Gegensätze, von denen der eine dem anderen geopfert werden müßte, wie dies im Materialismus und Idealismus geschieht. Eine ontologische Metaphysik und eine Transzendentalphilosophie schließen sich nicht aus, sondern unter je verschiedenen Gesichtspunkten ein. Vgl. dazu *J. de Vries*, Der Zugang zur Metaphysik: Objektive oder transzendente Methode?, in: *Schol* 36 (1961) 481—497.

¹⁴ Darum bietet eine so verstandene Metaphysik nicht nur Raum für die Aufstellung abstrakter Wesensgesetze, sondern auch für die Anwendung einer ontologischen Hermeneutik des Konkreten, Individuellen und der Geschichte. Vgl. dazu *H.-G. Gadamer*, Wahrheit und Methode (Tübingen 21965).

haben dies gemeinsam, daß sie ihre Auffassung in einen schlechthin absoluten Raum setzen (Raum natürlich bildlich verstanden). Das gilt auch vom Materialismus und Atheismus. Es gilt sogar vom Agnostizismus. Sie alle schließen eine absolute Stellungnahme ein. Diese präjudiziert demnach nicht von sich aus in einer unzulässigen Weise die Wahl einer bestimmten Weltanschauung. Die Diskussion der absoluten Stellungnahme in formaler Hinsicht kann demnach in weltanschaulich neutraler Weise geführt werden. Dasselbe gilt für die Diskussion auch der bestimmten inhaltlichen Formen der absoluten Stellungnahme, das ist der weltanschaulichen Grundpositionen. Über diese kann man demnach, entgegen dem allgemeinen Vorurteil, in einer echt wissenschaftlichen Weise diskutieren.

Das bedeutet nicht, daß die Teilnehmer einer solchen Diskussion selbst keinen weltanschaulichen Standpunkt haben dürften. Daß dies unmöglich ist, wurde schon bei der Zurückweisung des Positivismus gezeigt. Aber die weltanschauliche Position ist an sich ebensowenig ein Hindernis für eine solche wissenschaftliche Diskussion wie die Tatsache, daß sich ein Nahrungsmittelchemiker, der über den Nährwert des Brotes diskutiert, sich selbst vom Brote ernährt, das ihm diese Diskussion ermöglicht.

Der Übergang von der metaphysischen Einstellung zur metaphysischen Erkenntnis

Hat die so beschriebene metaphysische Einstellung eine Erkenntnisbedeutung, und wie kommt diese *Erkenntnis* zustande? Wie schon eben gezeigt wurde, hat die metaphysische Einstellung für sich allein bloß eine formale, keine inhaltliche Bedeutung; sie gibt von sich aus noch kein Objekt zu erkennen („Objekt“ mit der erwähnten Korrektur verstanden), so daß man Aussagen, die wahr oder falsch sind, formulieren könnte. Inhaltliche Bedeutung kann die metaphysische Einstellung erst gewinnen durch die Rückbeziehung auf sonstige Erkenntnisvollzüge und deren Inhalte. Durch diese Rückbeziehung auf diese Inhalte lassen sich metaphysische Aussagen, etwa einer Metaphysik der Erkenntnis und der Subjektivität, der Sittlichkeit und Ethik, der Natur oder der philosophischen Anthropologie gewinnen. Man kann aber diese Inhalte auch unter der Rücksicht des Realitätsgehaltes überhaupt befragen, und man kommt so zu einer analogen allgemeinen Ontologie. Diese muß ohne Zweifel ihren festen Standort in dem nehmen, was uns in der Erkenntnisordnung zuerst und zumeist eine Wirklichkeit als Wirklichkeit ausweist, und dies ist das Wirken, das wir selbst in unserem unmittelbaren Bewußtsein vollziehen, ohne daß damit die Kommunikation dieses Wirkens mit außerbewußter Realität geleugnet würde. Über diese Priorität der Erkenntnisordnung hinaus aber stellt sich kraft der metaphysischen Einstellung gebieterisch die Frage nach der Priorität an sich, das ist

nach dem absoluten Prius aller Wirklichkeit. Es ist die Grundfrage der Metaphysik katexochen und (von der Beantwortung dieser Frage her gesehen) der philosophischen Theologie.

Ausschluß der Hypothesenbildung

Wie verfährt nun die Metaphysik, um aus der Begegnung besonderer Inhalte oder auch allgemeiner Grundzüge der Erkenntnisinhalte mit der metaphysischen Einstellung zu metaphysischen Erkenntnisaussagen zu kommen? Eine unmittelbare Identifizierung ist nicht möglich, da die metaphysische Einstellung formale Einheit besagt, während das Gegebene vielfältig ist. Es bedarf daher einer begrifflichen Vermittlung. Wie vollzieht sich diese? Nach der landläufigen Auffassung geschieht das so, daß man über das Absolute, Umfassende und Unbedingte im Hinblick auf die gegebenen Inhalte bestimmte Annahmen, *Hypothesen* und Theorien macht¹⁵ und sie mit den Gegebenheiten der Welt, des Menschen, der Wissenschaften, der Kultur in einen erklärenden Zusammenhang bringt, derart, daß die Gesamtheit dieser Annahmen = A sich zur Gesamtheit der zu erklärenden Fakten = B verhält wie der Bedingungs-zusammenhang: Wenn A, dann B. Dieses Verfahren scheint dem Verfahren der Theorienbildung in den empirischen Wissenschaften ähnlich zu sein, unterscheidet sich aber von ihm grundsätzlich dadurch, daß die Hypothesenbildung nach dem Schema „Wenn A, dann B“ in den Naturwissenschaften nur der erste Schritt ist, dem der zweite, entscheidende Schritt der *Verifikation* folgen muß. Diese besteht darin, daß dem A entsprechende isomorphe Zustände A₁, A₂ usw. in der Natur durch das Experiment hergestellt werden und die jenen Zuständen kraft der Hypothese A folgenden Zustände B₁, B₂ auf ihre Isomorphie mit B überprüft werden¹⁶. Eine solche Verifikation scheint aber in der Metaphysik unmöglich zu sein. Wenn sich aber ihre Hypothesen nicht durch Verifikation in wohl begründete, vielleicht nicht absolut sichere, so doch begründete wahrscheinliche Theorien überführen lassen, beruht das Verfahren der Metaphysik auf leerer Spekulation, auf einem bloßen *possum mihi fingere*. Es ist, mit *Platon* zu sprechen, nicht Wissen, ja sogar weniger als *Doxa*.

¹⁵ Wie wenig deutlich das Methodenbewußtsein bei der Unterscheidung von Naturwissenschaft und Philosophie ist, zeigt sich auch in dem Tagungsbericht über „Tragweite und Grenzen der wissenschaftlichen Methoden“, in: *Naturwissenschaft und Theologie*, 5 (Freiburg 1962). Klar und deutlich ist es jedoch in den Diskussionsbemerkungen von *B. Thum* hervorgetreten (109) zum Vortrag von *H. Dolch*, Über das Werden und die Eigenart der physikalischen Begriffe und Methode, ebd. 95—104; Diskuss. 105—119.

¹⁶ Vgl. dazu *F. Asselmeyer*, Grenzen der physikalischen Erkenntnis, in: *Grenzprobleme der Naturwissenschaften* (Studien und Berichte der Katholischen Akademie in Bayern, 37) (Würzburg 1966) 41—62.

Das Gesagte sei durch konkrete *Beispiele* erläutert. Der *Dialektische Materialismus* z. B. entscheidet sich bei der Frage nach der Art der Grundwirklichkeit für die Materie. Sie ist nach ihm die einzige, selbständig mögliche Art der Wirklichkeit. Außer ihr gibt es noch andere Arten der Wirklichkeit, die von ihr wesentlich verschieden sind, die aber nicht ohne sie und nur im Entspringen und in Abhängigkeit von ihr möglich sind. Jede Art von spiritualistischer Metaphysik, von den Autoren des Dialektischen Materialismus in schlechter Terminologie Idealismus genannt, geht von der entgegengesetzten Annahme aus: daß nämlich der Geist die Grundwirklichkeit sei, die für sich allein bestehen kann, während alle Materie als ein defizienter Modus des Seins vom Geist ausgehen und nur in Abhängigkeit von ihm Bestand haben kann. Beide Hypothesen lassen Geist und Materie gelten; aber sie bewerten sie grundverschieden. Die Tatsachen lassen sich, wie es scheint, sowohl mit der einen wie mit der anderen Hypothese in Einklang bringen. Die eine Theorie tut sich mit den einen, die andere mit den anderen Tatsachen schwerer. Wo Schwierigkeiten auftreten, werden zusätzlich Hypothesen eingeführt, bis alles stimmt. Wie aber läßt sich die eine Theorie gegenüber der anderen als wahr oder als falsch erweisen?

Ein anderes Beispiel. Die Welt selbst kann mit den Insignien des Absoluten, Allumfassenden, Unbedingten versehen werden, sei es als einheitlicher Geschehenzusammenhang im *Atheismus* oder als eine allen Phänomenen zugrunde liegende, sie tragende Urwirklichkeit im *Pantheismus*; es kann aber auch das Absolute, Allumfassende, Unbedingte als in sich selbst stehende, welttranszendente Wirklichkeit angesehen werden, von der die Welt notwendig hervorgeht, wie im *Panentheismus*, oder in freier Entscheidung hervorgebracht wird, wie im personalen *Theismus*. Alle diese Hypothesen lassen die Welt, wie sie erscheint, wie sie alltäglich erlebt oder wissenschaftlich erklärt wird, bestehen, wie sie ist. Kein Faktum wird von der Stelle gerückt. Es wird nur unter eine andere Hypothese gestellt, nur anders gedeutet und bewertet. Daß das *logisch* möglich ist, ergibt sich aus den Gesetzen der Logik selbst, da „Wenn A, dann B“ nicht unmöglich wird dadurch, daß gilt „Wenn C oder D, dann B“. Das wird durch eine inhaltliche Überlegung bestätigt. A übersteigt nämlich, wenn es als Hypothese von B gefaßt wird, aus der B hergeleitet werden soll, den Weltinhalt B nur um den Betrag der zu B hinzugefügten Alternativen X oder Y oder Z, so daß „A = (B + X) oder (B + Y) oder (B + Z)“. In „Wenn A, dann B“ kann demnach A durch „(B + X) oder (B + Y) oder (B + Z)“ substituiert werden, so daß „wenn (B + X) oder (B + Y) oder (B + Z), dann B“. Umgeformt: „Wenn B + (X oder Y oder Z), dann B.“ Dann aber auch: „Wenn B ohne (X oder Y oder Z), dann B“, d. h., B ergibt sich aus B, weil es mit ihm identisch ist, gleichviel ob man dazu noch X oder Y oder Z annimmt, ohne Rücksicht also auf eine beliebige Hypothese, die nur hinzugedacht wird, ohne sich durch den Weltinhalt B in eine Erkenntnis zu verwandeln. So geht es also nicht.

Und doch ist das die landläufige Auffassung von der Metaphysik und der *spekulativen Methode*, und es lassen sich genug Beispiele aus der Gegenwart und der Geschichte dafür erbringen, daß die Metaphysik oder das, was sich dafür ausgibt, tatsächlich oft eine solche Methode angewandt hat. Das Urteil über die Unwissenschaftlichkeit der Metaphysik ist demnach historisch nicht ohne Fundament¹⁷.

¹⁷ Ein Beispiel dafür, das neuerdings untersucht wurde, ist die Philosophie *Bradleys*. Vgl. *J. de Marneffe*, *La preuve de l'Absolu chez Bradley. Analyse et Critique de la Méthode* (Paris 1961). „Le plan de la méthode métaphysique de Bradley: il part d'une hypothèse et examine si elle résiste aux objections“ (50). — „Bradley admet que des idées qui donnent une unité rationnelle à une connaissance

Die indirekte Methode

Die Gerechtigkeit fordert jedoch, zu fragen, ob alle und jede Metaphysik so verfährt und solche Verfahrensweisen angewandt hat. Diese Frage muß verneint werden. Die Metaphysik kann anders verfahren, und sie verfährt auch dort, wo sie wissenschaftlich betrieben wird, anders.

Wie verfährt sie? Nicht nach dem *Modus ponens* (Wenn A, dann B), der einen gültigen Schluß nur von A zu B, nicht umgekehrt erlaubt, sondern nach dem *Modus tollens* (Wenn nicht A, dann auch nicht B), der einen logisch gültigen Schluß aus der Wahrheit von B auf die Wahrheit von A erlaubt. Denn wenn A nicht als *hinreichende Bedingung* für B nachgewiesen werden kann — was in der Tat unmöglich ist, da es von A als direktem Objekt der Metaphysik keine originäre Erkenntnis geben kann —, sondern als *notwendige Bedingung* für die Möglichkeit von B, dessen Tatsächlichkeit feststeht, dann folgt aus dem Bestehen von B auch die Wahrheit von A.

Die Frage ist nun: läßt sich jener Zusammenhang zwischen den Tatsachen und den metaphysischen Bedingungen ihrer Möglichkeit feststellen, und zwar so, daß sich daraus Erkenntnisse, wenn auch indirekter Art, über das metaphysische Objekt herleiten lassen, das sind Aussagen, die nach Wahrheit oder Falschheit entscheidbar sind?

Dieser Zusammenhang läßt sich unmöglich feststellen, wenn für die Erkenntnis von A eine von B verschiedene inhaltliche Erkenntnisquelle gefordert wird; er läßt sich nur feststellen, wenn er sich aus der Analyse von B ergibt. Bei dieser Analyse muß allerdings B im Lichte der *metaphysischen Einstellung* betrachtet werden. Daß diese Einstellung möglich ist und daß sie als Naturanlage notwendig ist, wurde oben schon gezeigt. Ist diese Einstellung auch „objektiv“ notwendig? Gemeint ist damit nicht, daß kein Objekt erkannt werden

qui existe et conduisent à de nouvelles découvertes' répondent aux exigences les plus rigoureuses des sciences... Mais si la métaphysique doit satisfaire l'intelligence, l'élément qui semble être ici surtout demandé est une certitude absolue. Or une hypothèse ne donne jamais cette pleine certitude. D'autant plus que, en métaphysique, la solution proposée par l'intelligence ne peut être vérifiée que par l'intelligence et non pas par les faits comme dans les théories scientifiques qui peuvent être contrôlées par l'observation ou par l'expérimentation" (104). — „Au vrai, il n'est pas tellement difficile d'être partout cohérent si l'on adopte des assumptions convenables et si l'on choisit des vues qui peuvent orienter toute la théorie" (101). — „La métaphysique de l'Absolu proposée par Bradley est certainement très ingénieuse et sérieusement défendue; elle ne s'impose cependant pas comme la seule solution possible, même si l'on admet avec lui que ce qui satisfait l'intelligence est réel et vrai" (107). — *Leinfellners* Untersuchungen hingegen (s. Anm. 8) scheinen dem Unterschied zwischen Bedingungen, aus denen heraus etwas erklärt werden kann, und notwendigen Voraussetzungen oder Möglichkeitsbedingungen — die auch ontologischer Natur sein können — nicht genug Rechnung zu tragen und die Struktur z.B. der Aristotelischen Physik der Struktur einer modernen erklärenden Theorie allzusehr gleichzusetzen (vgl. *Leinfellner*, Die Entstehung der Theorie, 137—138).

könne ohne eine ausdrückliche metaphysische Einstellung, sondern nur, daß nichts in gültiger Weise erkannt oder auch nur als gültig zu erkennend angestrebt, befragt oder bezweifelt werden könne ohne diese implizite Einstellung; daß nichts behauptet, in Frage gestellt oder bezweifelt werden könne im Widerspruch zur metaphysischen Einstellung; daß demnach das Streben des Geistes nach dem Absoluten, Allumfassenden und Unbedingten, das sich in der metaphysischen Einstellung bekundet, die innere, unaufhebbare Bedingung der Möglichkeit jeder Erkenntnis und Erkenntnisbemühung, gleichviel welcher Art, ist.

Etwas in gültiger — wengleich auf das erkennende Subjekt zurückbezogener — Weise zu erkennen besagt nämlich notwendig eine absolute Stellungnahme und den Anspruch auf allgemeine — nicht bloß menschlich intersubjektive — Anerkennung. Alle noch so verklausulierten Aussagen sind von einem letzten, unaufhebbaren „Es ist so“ umschlossen, oder es sind keine Aussagen. Auch das Fragen, Zweifeln, ja sogar das noetische Verzweifeln an der Wahrheit ist immer noch eine unformulierte Aussage, und zwar nicht nur über einen bloß subjektiven Vollzug, sondern auch eine Aussage über einen zu jenem unbedingten „Es ist so“ sich ausstreckenden Bezug. Er ist die Bedingung der Möglichkeit jedes intentionalen Vollzugs. Dieser Bezug ist aber nichts anderes als die allen intentionalen Vollzügen immanente metaphysische Einstellung.

In ihr nun bekundet sich das Streben des Geistes nach dem Absoluten, dem (großzuschreibenden) Unbedingten, und zwar in seinem An-sich-Sein. Was nämlich „ist“ und „so ist“ muß mit allem anderen, was auch „ist“ und „so oder anders ist“, vereinbar sein. Möglich ist nur dasjenige, dessen Setzung nicht die Verneinung von anderem zur logischen Folge hat (*Aristoteles*, *Metaphysik* © 3, 1047 a 24—26). Die unbedingte Setzung erfolgt notwendig im Hinblick auf die unumschränkte Ordnung des Allumfassenden, das seinerseits (da es seiner Vielheit wegen, die es einschließt, nicht selbst das Unbedingte sein kann) das Unbedingte als Prinzip seiner Einheit voraussetzt. Daß aber dieses Unbedingte nicht nur, wie *Kant* meinte, eine Idee *des* Unbedingten ist, sondern das Unbedingte an sich selbst, geht daraus hervor, daß die Idee *des* Unbedingten sonst vom Unbedingten selbst unterschieden (d. i. nicht das Unbedingte an sich selbst) und zugleich nicht unterschieden (d. i. nicht auf das — von ihm unterschiedene — Unbedingte bezogen) wäre ¹⁸.

Wahrheit, ob behauptet oder verneint, ob erfragt oder angezweifelt, ob in Annäherungen der Wahrscheinlichkeit oder direkt in sich selbst ausgesprochen, ob als möglich anerkannt oder als unmöglich bestritten, Wahrheit in all diesen Modalitäten verliert mit diesen zugleich jeden Sinn, wenn sie nicht *auf das Absolute bezogen* wird. Dieser Bezug ist demnach die Bedingung der Möglichkeit jeder Erkenntnis und Erkenntnisbemühung ¹⁹.

¹⁸ Vgl. dazu *J. B. Lotz*, Die transzendente Methode in Kants „Kritik der reinen Vernunft“ und in der Scholastik, in: *J. B. Lotz* (Hrsg.), *Kant und die Scholastik, heute*, 101 ff., und bei *W. Brugger*, *Das Unbedingte . . .*, 140—141.

¹⁹ *Kant* will das *apagogische Verfahren* in der *Metaphysik* nicht zulassen; er erlaubt es nur in den Wissenschaften, „wo es unmöglich ist, das Subjektive unserer Vorstellungen dem Objektiven, nämlich der Erkenntnis desjenigen, was am Gegenstande ist, unterzuschieben“ (B 819), was aber in der *Metaphysik* nicht zutrefte, wo im Gegenteil gerade diese Unterschlebung herrschend sei (vgl. *Kritik der*

Es ist daher legitim in jedem Sinne der Erkenntnistheorie und Wissenschaftslehre, jede Erkenntnisgegebenheit auch unter metaphysischem Gesichtswinkel zu betrachten und nach ihrer metaphysischen Bedeutung zu befragen. Die im metaphysischen Sinne notwendigen Bedingungen der Möglichkeit von B lassen sich demnach aus B nur herleiten, wenn B, wie es legitimer Weise möglich ist, in metaphysischer Einstellung befragt wird; wenn also B in dem, was es ist oder wie es ist oder wie es sich in den verschiedenen Wissenschaftsbereichen kundgibt, nach dem befragt wird, was es in bezug auf das Absolute, Allumfassende und Unbedingte ist und kundgibt. Wenn sich dann A als Bedingung der Möglichkeit für B herausstellt, dann ist dies nur dadurch möglich, daß A nicht zwar notwendig real, aber doch *gnoseologisch virtuell* in B enthalten ist, d. h. eine Aussage über A ist in legitimer Weise nur möglich, wenn sie schon in gewissen gültigen Aussagen über B dem Wahrheitswert nach enthalten ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß Aussagen über A nicht dem Begriffe nach über die Begriffe, die B bestimmen, hinausgehen könnten, sondern nur, daß das Verhältnis der Aussagen über A und B derart ist, daß sich aus der Verneinung von A mit logischer Stringenz die Verneinung von B ableiten läßt, wobei jedoch die Wahrheit von B zugleich unwiderstehlich feststeht, so daß A mit der gleichen Notwendigkeit angenommen werden muß wie B.

Das würde beispielsweise bedeuten, daß zwar die unveränderliche Wirklichkeit nicht identisch ist mit der veränderlichen Wirklichkeit, daß auch kein objektiv gültiger Begriff der Unveränderlichkeit sich aus dem *Begriff* einer veränderlichen Wirklichkeit herleiten läßt, daß aber die *Behauptung* einer veränderlichen Wirklichkeit die Behauptung einer unveränderlichen Wirklichkeit einschließe derart, daß die unveränderliche Wirklichkeit nicht geaugnet werden könne, ohne damit zugleich die veränderliche Wirklichkeit zu leugnen, wobei diese jedoch ihrerseits nicht geaugnet werden kann, da sie für unsere Erfahrung offensichtlich ist. Die Unmöglichkeit aber, die unveränderliche Wirklichkeit ohne die veränderliche Wirklichkeit zu leugnen, muß aus dem Bezug des veränderlichen Wirklichen zur metaphysischen Behauptung des Absoluten erwiesen werden, indem gezeigt wird (was hier nicht näher ausgeführt werden soll), daß eine nur veränderliche Wirklichkeit ohne alle unveränderliche Wirklichkeit nicht Gegenstand einer absoluten, metaphysischen Behauptung sein kann, daß Veränderliches als solches über sich hinaus auf anderes verweist, und zwar unter dem Gesichtspunkt der Veränderlichkeit anderes, d. i. aber auf das Unveränderliche. Wird dieses demnach nicht in die metaphysische Behauptung miteinbezogen, dann wird auch das Veränderliche in seiner Veränderlichkeit nicht metaphysisch behauptet, was aber, wie gezeigt worden ist, die Bedingung der Möglichkeit seiner Erkennbarkeit überhaupt ist.

An diesem Beispiel wird auch klar, daß die metaphysische Analyse, obwohl sie sich mit Hilfe von Begriffen vollzieht, doch nicht die *Begriffe* zu ihrem Objekt hat,

reinen Vernunft. Die Disziplin der reinen Vernunft in Ansehung ihrer Beweise, B. 817—822). Ist aber das metaphysische Streben ein *konstitutives Prinzip* jeder Erkenntnis, dann ist das, was dieses Streben in logischer Konsequenz aufhebt, nicht nur in bezug aufs Subjekt, sondern schlechterdings unmöglich, und das Bedenken *Kants* entfällt.

sondern die *Wirklichkeit selbst*. Denn nicht der Begriff der Veränderlichkeit oder veränderlicher Wesen führt zur unveränderlichen Wirklichkeit, sondern die Wirklichkeit der veränderlichen Wesen selbst, sofern sie von einer gültigen Behauptung angezielt wird. Der Begriff veränderlicher Wesen führt nur zu dem problematischen Begriff der Unveränderlichkeit, wobei aus dem Begriff allein keineswegs feststeht, ob es so etwas gibt oder geben kann. Nur weil ein veränderliches Wesen *als veränderliches* ohne den Bezug zu anderem, und zwar unter der Rücksicht der Veränderlichkeit anderem, nicht *sein* kann, deshalb erweist sich die Unveränderlichkeit, und zwar nicht nur dem Begriffe nach, sondern in der Wirklichkeit selbst, als notwendig, und zwar zunächst als notwendig *zu* etwas, als notwendige Bedingung für die Wirklichkeit des Veränderlichen; in letzter Folgerung aber auch *an sich* selbst notwendig im Sein, da ohne diese Seinsnotwendigkeit an sich das Unbedingte nicht erreicht und das Absolute nicht metaphysisch behauptbar ist.

Die Rolle der Erfahrung

Beruft sich die Metaphysik, so könnte man hier fragen, nicht doch zuletzt auf die *Erfahrung*, so daß ihre Aussagen an der Erfahrung verifiziert werden müssen? — Natürlich stützt sich die Metaphysik auf Erfahrung überhaupt und auch auf bestimmte Arten und Grundzüge der Erfahrung; nur so kann sie wissenschaftliche Erkenntnis sein. Aber das Entscheidende ist bei ihr nicht das Erfahrene als bloß Erfahrenes, Festgestelltes, durch Messung in rationale Beziehung zu anderem Gebrachtes, sondern das Erfahrene, sofern es etwas Un-erfahrbares impliziert, ohne das es kein Erfahrenes oder doch nicht diese bestimmte Art des Erfahrenen sein könnte.

Außerdem schließt die Möglichkeit der empirischen *Verifikation* in den empirischen Wissenschaften immer auch die grundsätzliche Möglichkeit einer *Falsifikation* ein. Diese Möglichkeit gibt es in der Metaphysik nicht. Denn wenn sie von der Erfahrung überhaupt ausgeht, dann kann es keine Falsifikation durch irgendeine bestimmte Erfahrung geben, da diese wieder Erfahrung ist. Geht sie hingegen von einer bestimmten Erfahrung aus, die nicht zutrifft oder falsch aufgefaßt wurde (wenn man etwa von einem geozentrischen Weltbild ausgehen würde), so fiel zwar die Erfahrungsgrundlage weg und die dafür aufgestellte notwendige Bedingung bliebe unbegründet, sie wäre aber keineswegs als falsch erwiesen, da sich im *Modus tollens* aus dem verneinten Bedingten keine Verneinung der Bedingung erschließen läßt. Obwohl metaphysische Erkenntnis ohne Erfahrung nicht möglich ist, so läßt sich doch das Verifikationsprinzip der empirischen Wissenschaften auf sie nicht anwenden.

Die Metaphysik steht jedoch zur Erfahrung noch in einem anderen Bezug: nicht von ihren Aussagen, deren Wahrheitskriterium gesucht wird, sondern von ihrer *Begriffsbildung* her. Ihre Begriffe sind nicht unmittelbar Strukturen der Erfahrung, sonst würde sie sich nicht von den empirischen Wissenschaften unterscheiden. Sie sind aber auch nicht

bloß methodologische Reflexionsbegriffe, sondern Artikulierungen nicht nur des Denkens, sondern des Gedachten selbst in seinem Sein, ohne die das Gedachte nicht so erscheinen könnte, wie es in der Erfahrung tatsächlich gegeben ist. Diese Artikulierungen sind nicht isomorph mit den Artikulierungen der Erfahrung, haben aber, soweit sie konstitutiv in die Erfahrungswelt eingehen, einen Begründungsbezug zu den Artikulierungen der Erfahrung. Das schlechthin Unbedingte ist allerdings für unsere Erkenntnis nur zugänglich als *conditio sine qua non* für die erfahrene Gesamtwirklichkeit und kann ebendies nur sein, wenn es von sich aus keine ontische Relativität zu dieser Wirklichkeit besagt, sondern so transzendent ist, daß es uns in seinem positiven und zugleich absoluten Ansichsein unerkennbar bleibt. Anders verhält es sich mit den konstitutiven Prinzipien der Erfahrung. Sie sind, wenn sie nach der oben beschriebenen metaphysischen Methode festgestellt werden, einerseits notwendige Bedingungen der Erfahrung, auf die aus der Erfahrung zurückgeschlossen wird, andererseits aber auch Prinzipien, die von sich aus eine positive, ontische Relation zu den Objekten der Erfahrung besagen, so daß von ihnen her — die primäre, konstitutive Methode vorausgesetzt — in einer sekundären Methode (im *modus ponens*) auch auf die Wesensnotwendigkeit bestimmter Modi der Erfahrungswirklichkeit geschlossen werden kann. Daß diese sekundäre Methode, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, ihre besonderen Probleme und Gefahren hat und keineswegs dieselbe Art der Gewißheit garantiert wie die primäre Methode, sei hier nur eben erwähnt.

Mit der Rückbezogenheit der Prinzipien der Erfahrung auf die konkreten Erscheinungen der Erfahrung hängt es auch zusammen, daß für die Begriffe, in denen jene Prinzipien gedacht werden (z. B. Materie — Form, Substanz — Akzidens usw.), in der konkreten Vorstellung Modelle oder Schemata aufgewiesen werden können und müssen (z. B. das Diffuse der Raumvorstellung im Verhältnis zu den Raumbegrenzungen; die relative Permanenz der Dinge gegenüber ihren Veränderungen usw.). Dabei muß man sich aber hüten, Begriffe und Schemata miteinander zu verwechseln.

Selbstbescheidung der Metaphysik

Die Erkenntnisse der Metaphysik, die auf indirektem Wege gewonnen werden, sind *positiv*, aber nur vergleichsweise, analog, und *negativ*, nur in Abhebung und Abgrenzung von dem unmittelbar Erkannten, möglich. Sie sind und bleiben als indirekte Erkenntnisse ein Erkennen wie im Spiegel und Gleichnis, das unser Erkenntnistreben nicht sättigt. Nicht nur die Naturwissenschaften müssen sich bescheiden, wenn sie nach dem Erkenntniswert ihrer Aussagen befragt

werden; auch die Metaphysik muß es. Wie die Naturwissenschaften das methodisch gesicherte Ergebnis nur gewinnen können, wenn sie sich damit begnügen, zu sagen, wie sich die Dinge einem rational denkenden Wesen durch die Sinneserkenntnis kundgeben, statt zu sagen, wie sie an sich selbst sind, so kann ähnlich die Metaphysik nur methodisch gesicherte Aussagen machen um den Preis dessen, daß sie darauf verzichtet, zu sagen, wie das Unbedingte positiv und eigentlich an sich selbst ist, und sich statt dessen damit begnügt, es als analogen Grund der Möglichkeit dessen aufzuweisen, was wir in unmittelbarer und direkter Weise erkennen.